

HEYNE <

PAT CADIGAN
ALIEN³

Roman

Nach einem Drehbuch von William Gibson

Aus dem Englischen von
Kristof Kurz und Stefanie Adam

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der Originalausgabe:
ALIEN 3: THE UNPRODUCED SCREENPLAY BY WILLIAM GIBSON

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

3. Auflage

Deutsche Erstausgabe 02/2023
Copyright © 2021 by Twentieth Century Studios
Copyright © 2023 der deutschsprachigen Ausgabe
und der Übersetzung by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
produkteicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR)

Redaktion: Joern Rauser
Umschlagillustration: Mike Worrall,
Copyright © 2022 by Twentieth Century Studios
Umschlaggestaltung: Das Illustrat, München
Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

ISBN: 978-3-453-32256-1

diezukunft.de

*Für William Gibson,
einen wahren Freund und brillanten Geist,
und für den Rest der Spiegelschatten-Truppe
(aufgeführt in der Reihenfolge ihres Erscheinens
im Inhaltsverzeichnis von Spiegelschatten):*

*Bruce Sterling, Tom Maddox, Rudy Rucker,
Marc Laidlaw, James Patrick Kelly, Greg Bear,
Lewis Shiner, John Shirley, Paul DiFilippo*

*(Für alle, die danach suchen: Den Namen der einzigen
beteiligten Frau finden Sie auf dem Cover des Buches,
das Sie gerade in der Hand halten.)*

*Und wie alle meine Werke widme ich auch dieses
natürlich dem einzigartigen und jederzeit
charmanten Chris Fowler.*

1

HOMO SAPIENS HATTE GANZE dreihunderttausend Jahre damit verbracht, zu den Sternen aufzublicken, bevor er endlich von seinem Heimatplaneten zu den zahllosen Lichtpunkten am Himmel aufgebrochen war. Von da an hatte es allerdings nicht annähernd so lange gedauert, bis interstel-lare Raumreisen so normal wurden, wie es die tägliche Fahrt zur Arbeit für die vorhergehenden Generationen gewesen war.

Die Menschheit machte viele Veränderungen durch, verhielt sich in mancher Hinsicht aber genau so, wie sie es schon immer getan hatte: neugierig, beständig miteinander konkurrierend, in ihrem Territorialverhalten feindselig und unverbesserlich. Dann traf sie auf anderes intelligentes Leben und wurde von der Tatsache, dass sie als Zivilisation die Raumreise noch nicht lange beherrschte, unangenehm überrascht. Sie hatte eine Menge zu lernen – vor allem, was Entfernnungen anging.

Auf ihrem eigenen Planeten maßen die Menschen räumliche Abstände in Meilen oder Kilometern. Im All waren die Entfernnungen aber so groß, dass auf der Geschwindigkeit des Lichts basierende Größeneinheiten – von Lichtsekunde bis Lichtjahr – verwendet werden mussten. Herkömmliche Organisationsformen, die die Entwicklung der menschlichen

Zivilisation bisher begleitet hatten, verloren angesichts derartiger Dimensionen an Bedeutung.

Eine große Herausforderung für die Menschheit bestand auch darin, neue Formen der Konfliktlösung zu finden. Die meisten planetengebundenen menschlichen Gesellschaften funktionierten zwar weiterhin nach dem altbekannten Schema Krieg, Frieden, Krieg, Frieden und dazwischen ein bisschen Diplomatie und politische Winkelzüge.

Im Weltraum aber ließ sich kein herkömmlicher Krieg führen. Dass keine Regierung es sich leisten konnte und wollte, eine Kriegsflotte loszuschicken, lag einerseits daran, dass der Krieg oftmals längst vorbei war, wenn die Streitkräfte der gegnerischen Parteien aufeinandertrafen, andererseits waren Raumreisen zwar einfacher geworden, aber nicht unbedingt günstiger.

Darüber hinaus war es aber auch nicht nötig, sich in der unendlichen Weite des Alls irgendwelche Territorien streitig zu machen. Selbst in jenem abgelegenen Teil der Milchstraße, in dem sich die Erde befand, gab es unbesiedelte Welten im Überfluss, von denen die Menschen Besitz ergreifen konnten. Viele dieser Planeten mussten zwar erst mittels Terraforming bewohnbar gemacht werden, aber an der dafür notwendigen Technologie oder Freiwilligen für die neuen Kolonien herrschte kein Mangel – meist waren es Abenteurer oder Menschen, die in einer neuen Welt noch einmal von vorn anfangen wollten.

Die Kolonisten von LV-426 waren allesamt Pioniere – Landentwickler, deren Aufgabe darin bestand, aus einem bestimmten Stück Fels im All einen etwas weniger lebensfeindlichen Ort zu machen. LV-426 war ein Planetoid in einer stabilen Umlaufbahn um einen ebenso stabilen Stern. Sein Reichtum

an Bodenschätzten ließ ihn für die Geldgeber des Besiedlungsprojekts äußerst attraktiv erscheinen. Das waren die American Extrasolar Colonization Administration und die Weyland-Yutani Corporation, die sehr zuversichtlich waren, dass diese Investition jeden Penny wert war. Bei Weyland-Yutani war man sogar so hoffnungsvoll, dass man die Kolonie zu Ehren von Curtis Hadley, ihres ersten Kolonieverwalters, Hadley's Hope nannte.

Neben Landentwicklern und Planetentechnikern befanden sich unter den hundertfünfzig Bewohnern von Hadley's Hope auch Wissenschaftler, Ingenieure, Geologen sowie einfache Arbeiter samt ihren Familien, aber auch medizinisches Personal, Ernährungswissenschaftler, Lehrer und andere Hilfskräfte. Alle arbeiteten ununterbrochen, und so gelang es ihnen, in weniger als vierzig Jahren eine atembare Atmosphäre zu schaffen und damit den bisherigen Rekord von neunundfünfzig Jahren zu brechen. Von nun an galt Hadley's Hope als Paradebeispiel für die erfolgreiche Zusammenarbeit zwischen einer staatlichen Institution und einem Privatunternehmen und war der ganze Stolz beider Organisationen.

Und dann erschien wie aus dem Nichts diese schreckliche Frau. Sie hatte siebenundvierzig Jahre im Kälteschlaf verbracht und behauptete, dass es auf LV-426 Monster gäbe. Sie war Dritte Offizierin an Bord des Frachters *Nostromo* gewesen, wo ihr zufolge eine grauenhafte Kreatur ihre Crewmitglieder getötet hatte. Daraufhin war sie als einzige Überlebende gezwungen gewesen, das Schiff zu verlassen und in die Luft zu jagen. Nur die Schiffskatze hatte sie retten können.

Ihre gesamte Crew war getötet worden, aber ausgerechnet die Katze hatte sie gerettet? Na klar, das konnte doch jedem mal passieren ...

Schnell war offensichtlich, dass diese verrückte Katzentante für Ärger sorgen würde – und es schien fast so, als hätte sie einen Fluch mitgebracht, denn kurz nach ihrem Auftauchen verlor Weyland-Yutani den Kontakt zu den Kolonisten. Man schickte ein paar Marines auf eine Rettungsmission und die verrückte Katzentante gleich mit – und damit war die Sache erledigt. Die Geschichte verschwand aus den Medien und geriet in Vergessenheit. Man ging davon aus, dass sich die Colonial Marines wie immer erfolgreich darum gekümmert hatten.

Vier Jahre später empfing der Grenzschutz der Union Fortschrittlicher Völker ein Warnsignal. Ein Raumschiff hielt auf die Grenze zu. Wenn es seinen Kurs beibehielt, würde es in das Gebiet der UFV eindringen – und damit ein Abkommen verletzen, das die prinzipienlosen Kapitalisten geschworen hatten, immer und unter allen Umständen einzuhalten.

Sich nicht an Abmachungen zu halten war für die Kapitalisten typisch. Die UFV war lediglich erstaunt darüber, dass es überhaupt so lange gedauert hatte.

Die *Sulaco* war mit zwölf Colonial Marines, dem ihnen zugeteilten Syntheten sowie zwei Zivilisten – einem Repräsentanten des Weyland-Yutani-Konzerns und der verrückten Katzentante – nach LV-426 aufgebrochen. Als das Schiff vier Jahre später wieder auftauchte, befanden sich in seinen Schlafkapseln nur noch vier Passagiere: ein Marine, die mittlerweile in Vergessenheit geratene verrückte Katzentante, ein neunjähriges Mädchen – die einzige überlebende Bewohnerin der Hadley's-Hope-Kolonie – und der Synthet, beziehungsweise das, was von ihm noch übrig war.

Ein Mensch hätte derart schlimme Verletzungen nicht überlebt, und auch die meisten Syntheten nicht. In diesem Fall handelte es sich aber um ein ausgesprochen robustes Modell, eine Spezialanfertigung für besonders schwierige Einsätze, die mit allen möglichen Werkzeugen – und Waffen – umgehen konnte.

Leider hatten ihm all diese Fähigkeiten gegen eine wütende Xenomorphen-Königin ebenso wenig genutzt wie den Marines ihr ganzes Können, ihre Ausbildung und ihre Waffen.

Und das Schlimmste daran war: Es war noch nicht vorbei.

2

SCHON BEVOR DIE KONDENSATION das Sichtfenster der Schlafkapsel milchig weiß färbte, hatte Bishop durch den trüben Plastikkokon, in den Ripley ihn gesteckt hatte, nicht viel sehen können. Nur ein paar undeutliche Schemen, und als das Licht schwächer wurde, verschwanden auch diese fast vollständig. Die Umrisse des Dings, das aus der Unterseite seines an der Hüfte auseinandergerissenen Körpers herauswuchs, waren kaum noch zu erkennen, aber das war auch nicht nötig. Er wusste genau, um was es sich handelte. Viel interessanter war die Frage, wie es dort hingekommen sein mochte.

Dass es dort war, widersprach allem, was sie mittlerweile über die Xenomorphen in Erfahrung gebracht hatten. Anscheinend gab es noch eine Menge, was sie über diese grauenhaften Kreaturen nicht wussten. Sie mussten von einer äußerst intelligenten und hoch entwickelten Spezies erschaffen worden sein. Von einer Spezies, die selbst noch viel gefährlicher war als ihre Kreaturen.

Bishop zweifelte keinen Moment daran, dass es sich bei den Xenomorphen um künstlich erschaffene Kreaturen handelte. Die Menschheit hatte bereits viele außerirdische Lebensformen in ihrem jeweiligen fremdartigen Lebensraum entdeckt. Die Natur war auf jedem Planeten grausam und gnadenlos und brachte dementsprechend furchterregende

Wesen hervor. Dennoch wohnte ihr eine Ordnung inne, in der auch das gefährlichste Raubtier seinen Platz hatte. Das Verhalten dieser Kreaturen dagegen passte in keine ihm bekannte natürliche Ordnung.

So bildeten die Xenomorphen keine Reviere, dieses Konzept schien ihnen völlig unbekannt zu sein. Sie spürten veränderte Umweltbedingungen, schienen sich abgesehen davon jedoch nicht dafür zu interessieren, wo sie sich gerade befanden. Es spielte auch keine Rolle, denn sie machten jeden Ort umgehend zu ihrem Jagdrevier.

Bishop notierte diesen Gedanken im Geiste, um sich später noch einmal tiefergehend damit zu beschäftigen – auch wenn er sich nicht sicher war, ob es überhaupt ein »später« für ihn geben würde. Die *Sulaco* befand sich derart weitab von ihrem Kurs, dass man ihn höchstwahrscheinlich nicht finden würde, bevor das, was da aus seinen Eingeweiden wuchs, sich den neuen Bedingungen angepasst und auch noch seinen restlichen Körper verschlungen hatte. Keine andere ihm bekannte Lebensform verfügte über eine ähnliche Fähigkeit, ihre Biologie schnell und umfassend an neue Bedingungen anzupassen – oder über einen auch nur annähernd vergleichbar ausgeprägten Tötungstrieb.

Soweit Bishop es beurteilen konnte, war das Töten tatsächlich der einzige Existenzgrund dieser Spezies. Derart einfach gestrickt war bisher keine Lebensform gewesen, der die Menschen begegnet waren, zumindest keine, die größer war als ein Virus. Diese Einfachheit war allerdings trügerisch, da die Menschen dazu neigten, »einfach« mit »dumm« zu verwechseln – was dazu geführt hatte, dass sie diese Spezies unter- und ihre Chancen im Kampf gegen sie überschätzt hatten. Obendrein lagen nur wenige Informationen über diese

Kreaturen vor, denn kaum ein Mensch hatte die Begegnung mit ihnen lange genug überlebt, um detaillierte Aufzeichnungen zu machen. Und auch die wenigen Überlebenden hatten keinen anderen Rat beisteuern können, als diese Monster möglichst großflächig mit Nuklearwaffen zu bombardieren.

Die Aliens zeichneten sich aber keineswegs ausschließlich durch Einfachheit aus – vielmehr verkörperten sie konzeptionelle Reinheit.

Plötzlich war ein Alarmsignal zu hören. Durch die Schlafkapsel drang es leicht gedämpft zu ihm, blieb aber dennoch dissonant und unangenehm. Offenbar gab es ein weiteres Problem, aber Bishop hatte keine Möglichkeit festzustellen, ob es sich einfach nur um ein paar fehlerhafte Sensoren auf dem Frachtdeck oder um eine Instabilität der Schiffshülle handelte, weil sie bei ihrer Inspektion vor dem Kälteschlaf einen Schaden übersehen hatten. *Oder besser gesagt: noch einen Schaden,* dachte er. Der unwillkommene Besuch in seiner Schlafkapsel ließ darauf schließen, dass sie wohl eine ganze Menge übersehen hatten.

Plötzlich erwachte die Konsole neben seiner Schlafkapselreihe zum Leben. Eine Nachricht, die langsam von unten nach oben über den Monitor scrollte, wurde gleichzeitig in das Ereignisprotokoll von Bishops neuronalem Netz übertragen:

TRUPPENTRANSPORTER SULACO

CMC 846A/BETA

STATUS: ROT

VERLETZUNG DES GRENZSICHERHEITSABKOMMENS

REF # 99A655865

URSACHE: NAVIGATIONSFEHLER

Der Alarm verstummte abrupt, und die ausdruckslose weibliche Stimme des internen Sicherheitssystems hallte durch das leere Schiff.

»Achtung, an alle Besatzungsmitglieder: Aufgrund eines Navigationsfehlers befindet sich die Sulaco im Hoheitsgebiet der Union Fortschrittlicher Völker. Die Hilfssysteme sind online, eine Kurskorrektur wurde bereits vorgenommen. Der Einsatz von Nuklearwaffen ist ohne Autorisierung durch das diplomatische Korps nicht möglich. Ich wiederhole: nicht möglich. Auf dem gegenwärtigen, korrigierten Kurs wird die Sulaco den UFV-Sektor um 19.58 Uhr wieder verlassen.«

Ein Navigationsfehler war zwar keine gute Nachricht, einem strukturellen Versagen der Schiffshülle aber allemal vorzuziehen. Bishop bereitete es weit größere Sorge, dass es überhaupt eine Durchsage gegeben hatte, obwohl sich alle Mitglieder der Crew im Kälteschlaf befanden. Das war nicht vorgesehen. Dabei konnte es sich um eine weitere Funktionsstörung handeln. Aber egal, was es sein mochte: Ein Unglück kam selten allein. Und das galt ganz besonders für Funktionsstörungen. Oder aber jemand war wach und bewegte sich durch das Schiff. Jemand – oder etwas.

Bishop wusste, dass es keiner der drei Menschen sein konnte. Eine Fehlfunktion der Kapsel hätte ein anderes Warnsignal ausgelöst und sie aufgeweckt, und dann hätten sie ihn ganz gewiss nicht einfach hier liegen lassen. Also musste es sich um einen weiteren Xenomorphen handeln. Trotz ihrer Größe und ihrer Mordlust konnten sie sich erstaunlich gut verbergen.

Die Königin auf LV-426 hatte sich im Fahrwerk des Lande-shuttles der Sulaco versteckt, ohne einen Alarm auszulösen. Sie hatten sie erst bemerkt, als sie Bishop mit ihrem Schwanz

durchbohrt und wie ein Blatt Papier in zwei Teile gerissen hatte. Sie waren davon ausgegangen, dass die Königin allein gewesen war – im Rückblick betrachtet war das ein ebenso törichter Fehler, wie zu glauben, dass alles vorbei war, nachdem Ripley sie aus der Luftschieleuse befördert hatte. Doch in diesem Augenblick hatten sie sich ausschließlich auf Corporal Hicks konzentriert, der aufgrund von Verätzungen durch das Säureblut der Xenomorphen unter starken Schmerzen gelitten hatte. Ripley hatte ihn gerade noch über den Stand der Dinge informieren können, bevor er das Bewusstsein verloren hatte.

Newt in die Schlafkapsel zu befördern war um einiges schwieriger gewesen. Als Ripley ihr gesagt hatte, dass sie nun keine Angst mehr davor haben musste zu träumen, hatte das Mädchen sie mit einer Mischung aus Hoffnung und Zweifel angesehen. Sie hätte Ripley gern geglaubt, doch es war ihr einfach nicht gelungen.

Anschließend hatte Ripley Bishop so vorsichtig wie möglich in den Plastikkokon eingewickelt und in die Kapsel gelegt – auch wenn er ihr wiederholt versichert hatte, dass sie ihm gar nicht wehtun konnte. Wie alle Synthesen war er zwar in der Lage, Schmerzen wahrzunehmen – wie bei den Menschen dienten ihm diese als Warnsignal –, aber es war nicht dieselbe Art von Empfindung. Schmerzen mochten für ihn zwar nicht angenehm sein, hatten aber sonst keine psychischen oder physischen Auswirkungen. Er konnte den Schmerz dämpfen, bis er ihn nur noch als Hintergrundrauschen wahrnahm, und so weiterhin einsatzfähig bleiben.

Von einem wütenden Alien in Stücke gerissen zu werden hatte die Parameter seiner Empfindungsfähigkeit allerdings weit überstiegen und sein Schmerzzentrum überlastet,

woraufhin es sich abgeschaltet hatte. Sein Körper nutzte die letzten noch verbliebenen Reserven stattdessen für möglichst kohärente Denkprozesse. Er war darauf programmiert, trotz allem weiter zu funktionieren und seinen Auftrag zu erfüllen – gesetzt den Fall, dass ihm nicht vorher der Strom ausging.

Ripley schien das nicht zu verstehen, vermutlich war sie einfach nicht mit künstlichen, für schwierige Spezialeinsätze konstruierten Personen vertraut. Aber vielleicht hatte sie ihm so auch nur demonstrieren wollen, dass sie ihm die Tatsache, dass er ein Synthet war, verziehen hatte.

Leider war er körperlich nicht dazu in der Lage gewesen, sie in den Kälteschlaf zu versetzen. Dabei stand sie derart unter Schock, dass sie Hilfe viel nötiger gehabt hätte als er. Andererseits: Hätte er sie in die Kapsel gelegt, wäre sie nun womöglich diejenige gewesen, in deren Körper etwas heranwuchs. Aber vielleicht war das sowieso der Fall – vielleicht war das sogar bei allen drei Menschen der Fall. Er hatte keine Möglichkeit, es herauszufinden.

Das Einzige, was er mit Sicherheit wusste, war: Ein Unglück kam selten allein.

Sein Blick trübe sich, als sein Körper in den Stand-by-Modus schaltete, um die letzten Energiereserven zu schonen. Als Letztes bemerkte er noch, dass der Kondensationsfilm an der Kapselinnenseite immer dichter wurde.

3

IN RODINA – der interstellaren Hauptstadt der Union Fortschrittlicher Völker – beobachteten die Grenzschützer bereits seit vier Schichten das immer näher herantreibende Raumschiff. Sie schlossen Wetten darüber ab, ob der Pilot beidrehen oder es tatsächlich wagen würde, widerrechtlich in UFV-Territorium einzudringen.

Im ersten Fall war es natürlich möglich, dass zum Beispiel die Lebenserhaltungssysteme ausgefallen waren und der Sauerstoff knapp wurde. Wenn die Besatzung ein Notsignal absetzte, würde man sie selbstverständlich in Rodina aufnehmen – alle Nationen waren durch das Partnerschaftsabkommen befreundeter Zivilisationen dazu verpflichtet, in Not geratenen Schiffen Hilfe zu leisten, andernfalls mussten sie mit einem Totalembargo rechnen. Die UFV vermied nach Möglichkeit den Kontakt mit dekadenten Kapitalisten, aber eine interstellare Raumstation war nun mal auf Handel angewiesen.

Einer der Grenzschützer stellte die Theorie auf, dass es sich bei dem Piloten des Raumschiffs um einen dieser unberechenbaren libertär-unabhängigen Anarchisten handeln könnte, die mit voller Absicht Grenzen missachteten, da sie grundsätzlich keine Nationen anerkannten, jegliche staatliche Autorität als Bullshit bezeichneten und der Überzeugung

waren, dass der leere Weltraum niemandem gehörte. Das konnte durchaus spannend werden, war aber nicht besonders wahrscheinlich, denn es gab kaum noch unberechenbare libertär-unabhängige Anarchisten. Die meisten von ihnen saßen mittlerweile in den Gefängnissen jener Bullshit-Autoritäten, die noch nicht gemerkt hatten, dass es sie eigentlich gar nicht gab.

Die Kapitalisten dagegen hatten sich wie eine Seuche im Universum ausgebreitet.

Als die *Sulaco* dann tatsächlich in das Staatsgebiet der UFV eindrang, gab sie nicht das kleinste Signal von sich. Es schien fast so, als hätte niemand an Bord bemerkt, dass hier gegen ein Abkommen verstoßen wurde. Derart frech war schon lange keiner dieser überheblichen, konsumsüchtigen Kapitalisten mehr gewesen. Bekämpften sie so ihre Langeweile? Suchten sie Ärger, um sich aus ihrem durch zwanghaftes Konsumverhalten hervorgerufenen Stumpfsinn wachzurütteln?

Die diensthabenden Grenzschützer versetzten ganz Rodina sofort in höchste Alarmbereitschaft, obwohl sie noch keine näheren Informationen über das vom Kurs abgekommene Raumschiff hatten. Als sie endlich mehr wussten, war die Enttäuschung groß, weil niemand seine Wette gewonnen hatte.

Rodinas Nachrichtendienst dagegen war überhaupt nicht enttäuscht. Da die *Sulaco* ein Schiff der Colonial Marines war, fiel ihnen mit ihr nun ganz zufällig eine wahre Fundgrube an Informationen in die Hände. Das Pech der *Sulaco* war für sie also ein großer Glücksfall. Und da sie nur für einen begrenzten Zeitraum Zugriff darauf hatten, mussten sie schnell handeln.

Der Abfangjäger, den Rodina der *Sulaco* entgegenschickte, war zwar ein älteres Modell, das schon seit Jahren nicht mehr hergestellt wurde, aber deswegen noch lange nicht veraltet. Dem Piloten gelang eine perfekte Landung auf der *Sulaco*, direkt über einer Luftsleuse. Er und seine beiden Besatzungsmitglieder waren ein eingespieltes Team, wenn es darum ging, unter schwierigsten Umständen Informationen aus unzugänglichen (und nicht immer legalen) Quellen zu beschaffen.

Ihr jetziger Auftrag mochte zwar nicht besonders gefährlich sein, trotzdem standen sie unter Druck. Der Regierungsrat hatte sie gar nicht erst darauf hinweisen müssen, dass sie auf keinen Fall ohne einen spektakulären Fund zurückzukehren brauchten – das war ihnen auch so klar.

Kommandant ihrer kleinen Spezialeinheit war ein alter Haudegen mit einem ebenso almodischen Namen – Boris –, der für sich in Anspruch nahm, direkt von jenen Bolschewiken abzustammen, die Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts den Zaren gestürzt hatten. Eine dreiste und noch dazu ziemlich fragwürdige Behauptung, konnten doch die meisten Einwohner von Rodina ihre Herkunft nicht besonders weit zurückverfolgen. Und überhaupt waren Stammbäume etwas für Tiere – bei Menschen galten sie als wenig fortschrittlich. Aber jeder hatte nun mal seine Macken, und seine schien ziemlich harmlos zu sein.

Zweite Offizierin war eine junge Vietnamesin, die vor ein paar Jahren mit einem Transportschiff voller heimat-, staaten- und hoffnungsloser Menschen in Rodina gelandet war. Sie wurde von allen – sogar von denen, die kein Englisch konnten – Lucky genannt. Zu erklären, dass Luc eigentlich ihr Nachname und Hai ihr Vorname war (auf Rodina war – wie

auch sonst überall – die westliche Art der Namensnennung üblich, also Vorname vor Nachname), hatte sie schon lange aufgegeben. Genauso wenig versuchte sie, den anderen die richtige Aussprache ihres Namens nahezubringen. Die Fortschrittlichen Völker waren in dieser Hinsicht ebenso ignorant wie jene Kapitalisten, die sie so sehr verachteten.

Außerdem hatte sie nichts gegen den Spitznamen – schließlich hatte sie *wirklich* oft Glück. Zwar nicht, wenn es um Geld oder materielle, oberflächliche Dinge ging, aber immer dann, wenn es darauf ankam. Wenn es um Leben und Tod ging. Luc Hai hatte schon früh gelernt, dass eine gute Beobachtungsgabe der Schlüssel zu dieser Art von Glück war. Schlimme Dinge konnten jedem passieren, den guten Menschen genauso wie den weniger guten, unschuldigen genauso wie den nicht ganz so unschuldigen, gerechten genauso wie den ungerechten. So war die Welt nun mal. Aber egal, wer man war, wo man war oder in welcher Situation man sich gerade befand: Das Glück bevorzugte *immer* den vorbereiteten Geist.

Der Dritte im Bunde war Ashok. Luc Hai kannte seinen Namen und das Repertoire seiner Fähigkeiten, wusste aber sonst nicht viel über ihn. Das war allerdings nichts Ungewöhnliches, denn viele, die nach Rodina kamen, waren nicht sonderlich mitteilsam, wenn es um persönliche Dinge ging. Glück bevorzugte zwar den vorbereiteten Geist, aber Verschwiegenheit war vielleicht noch wichtiger.

Bereits aus einiger Entfernung waren Schäden am Schiff zu sehen, die nur aus einem Kampfeinsatz stammen konnten. Das Logo auf der Außenhülle war zerkratzt, aber immer noch erkennbar: Weyland-Yutani. Dass das faschistische Militär mittlerweile dem korruptesten Konzern der Galaxis unterstand, war nicht weiter verwunderlich.

Sobald sie den Abfangjäger sicher an dem unbekannten Raumschiff festgemacht hatten, zogen sie ihre Raumanzüge an. Boris öffnete die Luke im Boden, ließ Luc Hai in die Luftsleuse des Abfangjägers und schloss sie wieder hinter ihr, damit sie die Luft herauspumpen und die Außenluke öffnen konnte. Sie befestigte mehrere elektronische Dietriche an der Luftsleuse der *Sulaco* und legte eine Hand auf die Einstiegs Luke, damit sie die Vibrationen der Maschinen bei ihrer Arbeit spüren konnte.

Doch nichts geschah.

Sie blickte zu Boris hoch, der ihr von dem kleinen Fenster der inneren Schleusenluke aus zusah, und schüttelte den Kopf. Er machte Ashok ein Zeichen und bedeutete ihr dann zu warten. Fünfzehn Sekunden später fing die Luke der Luftsleuse an zu zittern und öffnete sich. Luc Hai sah wieder zu Boris hinüber und hob den Daumen, dann schloss sie die Außenluke des Abfangjägers, damit auch die anderen beiden durch die Luftsleuse zu ihr gelangen und sie die *Sulaco* gemeinsam betreten konnten.

Als sich das Licht zusammen mit der künstlichen Schwerkraft des Schiffes einschaltete, sahen sie, dass sie sich in einem Lagerraum befanden. Luc Hai stieg als Erste die Leiter zum Frachtdock hinunter, sah sich kurz um und signalisierte dann Boris und Ashok, dass keine Gefahr drohte und sie ihr folgen sollten. Mit Funk wäre alles viel einfacher gewesen, aber der für solche Einsätze zuständige Befehlshaber hatte alle drahtlose Kommunikation untersagt, da er keine Frequenz für absolut abhörsicher hielt.

Luc Hai war der Ansicht, dass Zeichensprache auch nicht viel sicherer sein konnte, doch ihr derzeitiger Rang erlaubte es ihr nicht, diese Kritik laut zu äußern. Sie konnte also nicht

mehr tun, als immer auf der Hut zu sein und darauf zu hoffen, dass sie nicht mit vollen Händen in eine lebensgefährliche Situation geriet. Zum Glück war die Luft im Inneren des Schiffes atembar, sodass sie die Visiere öffnen konnten.

Mit den Waffen im Anschlag schwärmt sie aus. Da sich alle Passagiere im Kälteschlaf befanden, hatte sich auf dem Schiff schon seit einer Ewigkeit nichts mehr geregelt. Trotzdem wurde Luc Hai das Gefühl nicht los, dass hier etwas Schlimmes passiert war. Das ziemlich mitgenommen ausschende Landeshuttle, das nur ein paar Meter weiter an Deck festgemacht war, trug auch nicht gerade zu ihrer Beruhigung bei.

Hatte es auf LV-426 einen bewaffneten Konflikt gegeben? Sie hatte von nichts dergleichen gehört, aber Boris vielleicht. Er betrachtete das Shuttle mit großem Interesse und achtete sorgfältig darauf, ihm nicht zu nahe zu kommen.

Luc Hai machte einen Schritt auf ihn zu und blieb dann wie angewurzelt stehen, als sie etwas Merkwürdiges unter ihrem Stiefel spürte. Sie blickte nach unten, konnte sich aber keinen Reim auf das machen, was sie sah.

Auf dem Boden lagen menschliche Beine, völlig verdreht und gebrochen. Sie hingen an einem Unterleib, der anscheinend mit roher Gewalt vom restlichen Körper abgerissen worden war. Was hatte so viel Kraft, dass es einen Menschen wie einen Stofffetzen in zwei Hälften reißen und dann wie Müll wegwerfen konnte?

Die wesentlich interessantere Frage lautete: Befand es sich noch hier?

Die weniger interessante Frage: Warum waren die Leichenteile mit Milchpulver bedeckt? Oder war es Talkumpuder?

Dann wurde ihr klar, dass es sich dabei um getrocknetes Roboterblut handelte. Es gab da einen alten Witz über jemanden, der es sich in den Kaffee streute. Aber weder trank sie Kaffee, noch hatte sie sich die Pointe gemerkt – und unter diesen Umständen hätte sie sie wohl auch nicht besonders witzig gefunden.

Bevor sie weiter darüber nachdenken konnte, schlossen Boris und Ashok zu ihr auf, um herauszufinden, was ihre Aufmerksamkeit erregt hatte. Angeekelt verzog Boris das Gesicht. Dann erinnerte er sie daran, dass die Uhr tickte und der Rat etwas mehr von ihnen erwartete als ein Paar kaputte Roboterbeine. Sie mussten den Frachtraum verlassen und sich auch den Rest der *Sulaco* ansehen. Sie und Ashok eilten gehorsam los, wobei Ashoks verängstigte Miene widerspiegelte, wie sie sich fühlte.

»Achtung, Sicherheitsmitteilung an alle Crewmitglieder.«

Sie zuckten vor Schreck zusammen. Die weibliche Stimme klang nicht im Mindesten aufgeregt, sondern ganz ruhig und nüchtern.

»Unbefugtes Eindringen registriert«, fuhr sie fort. »Das Sicherheitspersonal wird angewiesen, sich sofort zum B-Deck, Lagerraum 3 zu begeben und die erforderlichen Maßnahmen zu ergreifen.«

Für den Fall, dass tatsächlich Sicherheitspersonal in Form von Menschen oder Robotern auftauchte, blieben die drei wie angewurzelt stehen, doch alles blieb ruhig. Zehn Sekunden später wiederholte die Stimme ihre Durchsage. Luc Hai hoffte, dass sie sich irgendwie abstellen ließ, bevor sie alle in den Wahnsinn trieb.

Boris winkte ihr und Ashok vom Eingang eines dunklen Korridors aus zu. Er ging einen Schritt hinein und schwenkte

den Arm, um den Bewegungsmelder auszulösen. Das Licht ging an. Das ist sicher ein gutes Zeichen, dachte Luc Hai. Wenn die Bewegungsmelder funktionierten, konnte das Schiff in keinem allzu schlechten Zustand sein. Dann waren die zerstörten Roboterbeine vielleicht schon das Schlimmste gewesen.

Die Durchsage wurde nur noch ein weiteres Mal wiederholt, während sie sich vorsichtig durch den Korridor bewegten. Vielleicht wurde sie ebenfalls durch Bewegung ausgelöst, überlegte Luc Hai, und da das System nun keine Bewegung mehr auf dem Deck wahrnahm, ging es davon aus, dass die Situation unter Kontrolle war. Die Sicherheitssysteme der Kapitalisten waren wirklich lächerlich.

Der Gang führte zu einer Kälteschlafkammer. Sobald sie eintraten, schaltete sich eine allerdings nur schwache Beleuchtung ein. Luc Hai hätte sich gern eingeredet, dass die Passagiere beim Aufwachen nicht von allzu grellem Licht blendet werden sollten, aber sie war noch nie besonders gut darin gewesen, sich in die eigene Tasche zu lügen.

Beim Anblick der vielen leeren Schlafkapseln wurde ihr Unbehagen immer größer. Die aufgeklappten Deckel erinnerten an sterile Mäuler. Nur die vier ersten Kapseln in der Reihe, die ihr am nächsten war, machten einen geschlossenen Eindruck.

Boris bedeutete Ashok, dass er sich umsehen sollte, während er selbst zu der ersten geschlossenen Kapsel ging. Luc Hai folgte ihm mit der Waffe im Anschlag.

In den ersten drei Kapseln lagen eine Frau, ein kleines Mädchen und ein Marine. Hier war nichts Ungewöhnliches festzustellen. Die Statuslichter zeigten Normalbetrieb an und

auch die schlafenden Menschen wirkten normal – selbst wenn der Marine im Gesicht und am Oberkörper verletzt zu sein schien. Unter den Verbänden waren die Wunden kaum zu erkennen, sahen aber wie Verbrennungen aus. Wenn er aufwachte, würde er sicher einen Arzt brauchen.

Die letzte der vier Kapseln wiederum verhieß nichts Gutes. Der Kondensfilm auf der Innenseite hatte dieselbe milchig weiße Farbe wie Roboterblut. Luc Hai war sich sicher, dass das kein Zufall war. Wenn sich der Oberkörper des Roboters dort befand, musste etwas schiefgegangen sein – und zwar *so richtig*.

Luc Hai trat beiseite, als Boris versuchte, die Kapsel gewaltsam zu öffnen, indem er seine behandschuhten Finger unter den Deckel schob. Er konnte ihn kaum bewegen, aber seiner Körpersprache war trotz des unförmigen Raumanzugs deutlich zu entnehmen, dass Boris keine Hilfe wollte.

Luc Hai war das nur recht. Sie wollte ihm gar nicht helfen – im Gegenteil, am liebsten hätte sie ihn davon abgehalten. Doch das verkniff sie sich lieber. Boris war üblicherweise nicht besonders begeistert davon, wenn ihm seine Untergebenen Ratschläge erteilten.

Boris knurrte frustriert und hieb mit der Faust gegen die Kapsel. Vor Überraschung blieb Luc Hai der Mund offen stehen. Boris benahm sich zwar oft ungehobelt, blieb dabei aber normalerweise die Ruhe selbst. Er ließ sich grundsätzlich nicht dazu hinreißen, Wut oder Frust freien Lauf zu lassen, und er tolerierte ein solches Verhalten auch bei anderen nicht. Die Wucht, mit der seine Faust auf die Kapsel prallte, machte seinem Wutanfall augenblicklich ein Ende, und Boris war wieder er selbst.

Mit einem verlegenen Grinsen drehte er sich zu ihr um.

»Das nennt sich ›Klopftechnik‹. Hab ich von einem Ingenieur gelernt.«

Luc Hai hörte ihm nur mit halbem Ohr zu, während sie die Kapsel anstarrte, die nun etwas schief in ihrer Halterung saß. Die roten und grünen Statuslichter flackerten noch ein paar Sekunden lang, dann verloschen sie. Die Verriegelung öffnete sich mit einem leisen dumpf-metallischen Geräusch, und der Kapseldeckel hob sich langsam. Das Sichtfenster war vollständig beschlagen.

Ein schwerer weißer Nebel strömte in elegantem Schwung über den Rand der Kapsel. Luc Hai wich zurück und wollte Boris mitziehen, doch er schüttelte sie ab und machte ihr mit einem eindeutigen Handzeichen klar, dass sie auf Abstand bleiben sollte. Sie trat noch einen Schritt zurück und rechnete schon fast damit, dass sich der Nebel verflüssigen würde, sobald er den Boden erreichte. Doch er löste sich einfach auf. Gerade als sie noch einmal versuchen wollte, Boris zum Weitergehen zu überreden, lichtete sich der Nebel, und in der Mitte der Kapsel kam ein eiförmiges Objekt zum Vorschein.

Das Ei schien aus dem Oberkörper des Roboters zu wachsen, wobei die Wurzeln an seiner Basis mit den zerfetzten Innereien der Maschine verschmolzen zu sein schienen.

Anscheinend hatte es keine harte Schale, sondern eine gummiartige, feuchte Außenhaut, als stammte es von einem Reptil. Hatten die Kapitalisten ihre Roboter darauf programmiert, sich wie Robotereidechsen zu reproduzieren? War es billiger, wenn Roboter sich selbst ausbrüteten? Luc Hais Unbehagen nahm zu. Sie trat links hinter Boris hervor, um besser sehen zu können.

Unter dem Kopf des Roboters waren ein paar Plastikfetzen

erkennbar. Die Reste eines medizinischen Rettungskokons. Diesen auf eine Maschine zu verschwenden war ein weiteres Beispiel für die Dummheit der Kapitalisten, doch sie konnte sich nicht so richtig darüber empören. Vermutlich hatten sie noch zwei Dutzend solcher Rettungskokons unbenutzt herumliegen, und keiner der Menschen hatte einen gebraucht, nicht einmal der Marine.

Der Kopf des Roboters rollte zur Seite, seine Augen öffneten sich und sahen sie mit einem leidenden Ausdruck an.

Luc Hai spürte, wie sich ein Knoten in ihrem Magen zusammenzog. Egal ob es sich um eine Zentrifuge, ein Raumschiff oder einen Roboter handelte, der wie ein Mensch aussah – Maschinen konnten nicht *leiden*. Ihr Blick wanderte von seinem Gesicht über seinen Torso entlang bis zu dem Ei, das aus ihm herauswuchs. Auch das war unmöglich. Aus einem leblosen Objekt konnte nichts Derartiges entstehen.

Plötzlich öffneten sich mit einem nassen, schmatzenden Geräusch Hautlappen an der Spitze des Eis. Boris trat einen Schritt zurück, als mit einem Schwall widerlicher gelblicher Flüssigkeit etwas daraus hervorschoss und ihm ins Gesicht sprang. Luc Hai zuckte zurück und wich damit gerade so einem großen unförmigen Klumpen aus, der genau da landete, wo sie eben noch gestanden hatte. Zu ihrem Entsetzen fraß er sich mit einem lauten Zischen durch den Metallboden, was aber beinahe sofort von Boris' Kreischen übertönt wurde.

Luc Hai drehte sich um. Boris stand immer noch aufrecht da, während das Wesen aus dem Ei, das wie eine Kreuzung aus Schlange, Qualle und Tintenfisch aussah, förmlich durch seinen Helm schmolz. Seine Schreie klangen erst gedämpft und schließlich erstickt, als er nach hinten taumelte und

die Kreatur mit beiden Händen zu packen versuchte. Dann drehte er sich um und stolperte davon.

Luc Hai schloss ihr Visier und folgte Boris in einem – wie sie hoffte – sicheren Abstand zurück in den Korridor. Unter dem Helm erklangen ihre eigenen hektischen Atemgeräusche nun unnatürlich laut, aber sie hörte trotzdem weiterhin Boris' Schmerzensschreie, während er zurück in Richtung Frachtdock taumelte. Dabei rannte er immer wieder gegen eine Wand und prallte davon ab, nur um gleich gegen die gegenüberliegende zu stolpern.

Er würde sicher jeden Augenblick zusammenbrechen. Sie fragte sich, was sie dann tun sollte und wie sie ihm überhaupt helfen konnte. Irgendwie schaffte er es bis zum Frachtdock und hielt sich noch fast eine halbe Minute lang auf den Beinen, bevor er schließlich mit dem Gesicht voran zu Boden ging – nur drei Meter von einer Luftschieleuse entfernt, auf der NOTAUSGANG stand.

In der Hoffnung, dass es nun vorüber war, rollte Luc Hai Boris mithilfe des Laufs ihrer Waffe auf den Rücken, aber es schien weiter um sein Leben zu kämpfen. Seine kraftlosen Hände versuchten, nach der pulsierenden Kreatur auf seinem Gesicht zu greifen, wahrscheinlich waren es jedoch nur noch Muskelreflexe. Es schien unmöglich, dass er noch lebte, schließlich fraß gerade ein Monster seinen Kopf.

Sie hängte sich das Gewehr wieder um die Schulter und zog stattdessen ihre Handfeuerwaffe. Dann zögerte sie. Für Boris gab es keine Hoffnung mehr, aber nach allem, was sie gemeinsam durchgestanden hatten, kam es ihr respektlos vor, ihm einfach ins Gesicht zu schießen – selbst wenn er streng genommen wohl keines mehr besaß.

Andererseits hätte er ihr ganz sicher befohlen, dem Vieh

den Garaus zu machen. Egal, auf wessen Gesicht es gelandet war.

Sie brachte etwas mehr Abstand zwischen sich und das Wesen, zielte, schloss die Augen und drückte ab.

Die Kreatur explodierte, woraufhin sich das Durcheinander aus blutigem Gewebe, Knochensplittern und Helmfragmente darunter sofort auflöste. Überall dort, wo die Fetzen des Dings landeten, entstanden kleine Löcher, und das dabei entstehende Zischen wuchs sich zu einem regelrechten Donnern aus. Luc Hai konnte ihr eigenes angestrengetes Keuchen kaum hören, als sie Boris an einem Bein zur nächsten Luftsleuse zog, bevor er sich komplett auflöste.

Sie murmelte wegen der respektlosen Behandlung eine Entschuldigung, schlug mit der Hand auf den mit ÖFFNEN beschrifteten Knopf neben der Schleuse und schob ihn hinein. Dann drückte sie auf NOTAUSSTOSS. Ein rotes Licht begann zu blinken, als sich die innere Luke schloss. Eine Sirene heulte los. Luc Hai schloss die Augen. Die Luftsleuse vibrierte, als sie sich nach außen hin öffnete und Boris' Körper in die Leere des Weltalls trieb.

Sobald sich die Außenluke wieder geschlossen hatte und der Druck innerhalb der Luftsleuse ausgeglichen war, verstummte die Sirene abrupt. Luc Hai stand wie erstarrt da, zählte ihre Atemzüge und nahm ihre ganze Willenskraft zusammen, um ihr rasendes Herz zu beruhigen. Sie war zur Elitesoldatin ausgebildet worden und würde sich erst von ihren Emotionen überwältigen lassen, wenn sie wieder in ihrem Quartier war. Dennoch dauerte es einen Moment, bis sie sich ganz in der Gewalt hatte.

Rein, Daten abzapfen und wieder raus, ohne auch nur die allerkleinste Spur zu hinterlassen. Eigentlich hätte dies ein

einfacher und risikoloser Einsatz sein sollen, die ungefährlichste Spionagemission, die man sich nur vorstellen konnte.

Hätte sein sollen. Wäre er auch gewesen, wenn sie einfach nur eine Datentransferschnittstelle auf dem Frachtdeck eingerichtet hätten, ohne gleich den Rest des Schiffes zu erkunden. Dann wären sie in diesem Augenblick schon längst wieder zurück im Abfangjäger und würden den reichlich von der Sulaco fließenden Datenstrom auswerten. Boris wäre gerade dabei, ihnen zu erklären, was sie alles falsch gemacht hatten. Er würde ihnen irgendwelche Märchen über seine heldenhaften Bolschewiken-Vorfahren erzählen, anstatt tot und ohne Kopf durchs All zu treiben. Und Luc Hai wäre nicht geschockt, sondern nur etwas gelangweilt. Und Ashok ...

Ihr Herz schlug schneller, als sie plötzlich spürte, dass sie nicht länger allein war. Vor Schreck war sie wie betäubt gewesen und hatte nicht gemerkt, dass sich von hinten etwas an sie heranschlich. Zum Teufel, ihr war noch nicht einmal aufgefallen, dass das Zischen der Säure, die sich durch das Metall fraß, nun viel leiser geworden war. Luc Hai schluckte erst, dann richtete sie sich auf und drehte sich um.

Das Monster, das im Eingang zum Korridor stand, hatte zahlreiche Gliedmaßen, die in seltsamen Winkeln von seinem unförmigen Körper abstanden. Als sie ihre Waffe hob, machte das Wesen, das da auf zwei Beinen ging, einen Schritt nach vorn und verwandelte sich in Ashok, der einen halben Roboter in den Armen hielt. Die obere Hälfte.

Ashok ist wirklich schlau, dachte sie. Der Roboter hatte bestimmt noch viel mehr Daten gespeichert als der Schiffscomputer. Außerdem hatten sie die Befugnis, verdächtige Technologie an Bord eines unberechtigterweise in das Territorium der UFV eingedrungenen Raumschiffs zu konfis-

zieren. Das würde der UFV einen unverhofften Vorteil verschaffen.

Sobald sie wieder im Abfangjäger waren, schloss Ashok den Roboter in eine Quarantänebox ein. Um auf Nummer sicher zu gehen, dekontaminierten sie sich auf dem Rückflug drei Mal und dann noch zwei Mal, nachdem sie wieder in Roldina gelandet waren. Luc Hai gelang es nicht, das Gesicht des Roboters aus ihren Gedanken zu verbannen. Sooft sie sich auch ermahnte, dass sie ihm menschliche Eigenschaften zusprach, die er nicht besaß – die Erleichterung darüber, die Quarantänebox abzuschließen und den leidenden Gesichtsausdruck des Roboters nicht mehr sehen zu müssen, würde sie so schnell nicht vergessen.

4

ANCHORPOINT WAR EINE VON vielen Stationen entlang der interstellaren Handelsrouten, die man nur auf der Durchreise besuchte, um Treibstoff zu tanken. Diese Station von der Größe eines kleinen Mondes sah aus, als hätte sie ein zwar kreatives, aber launisches Kleinkind aus den unterschiedlichsten Bauklötzen zusammengesetzt. Immer wurde irgendwo gebaut, ein neues Element hinzugefügt oder ein bereits existierendes den wechselnden Bedürfnissen ihrer Bewohner angepasst.

Dabei war die Fluktuation nicht einmal besonders stark. Auf Anchorpoint gab es einen militärischen Stützpunkt sowie ein kleines, aber nicht unbedeutendes Kontingent an künstlichen Personen, das der Stammbelegschaft der Station zugeteilt war. Die meisten der auf Anchorpoint ansässigen Personen jedoch hatten Langzeitverträge mit einem der zahlreichen dort niedergelassenen Unternehmen abgeschlossen.

Wie lang ein solcher Langzeitvertrag dann tatsächlich lief, unterschied sich von Firma zu Firma. Aber da niemand eine lange Reise im Kälteschlaf mitten durch interstellares Niemandsland für ein verlängertes Wochenende auf sich nahm, blieben die meisten gleich mehrere Jahre, üblicherweise mindestens fünf, obwohl es – je nach Tätigkeit – auch nur drei

sein konnten. Über die Hälfte der Arbeiter verpflichteten sich gleich wieder für fünf oder sieben weitere Jahre, sobald ihr erster Vertrag auslief – meist um ein Projekt zum Abschluss zu bringen oder um weiter den Entfernungszuschlag zu kassieren. Nur sehr wenige blieben noch länger.

Wer in den Bereichen Forschung und Technik arbeitete, verlängerte seinen Vertrag selten öfter als einmal. Orte wie Anchorpoint waren nur Zwischenstationen, die sich gut im Lebenslauf machten. Wenn man seine Zeit irgendwo im Niemandsland abgesessen hatte, war die Wahrscheinlichkeit größer, später einen Arbeitsplatz an einem schöneren, weniger abgelegenen Ort zu bekommen.

Genau das war auch Charles A. Tullys Plan gewesen, als er seinen Fünfjahresvertrag als Zellkulturlabortechniker bei Weyland-Yutani unterzeichnet hatte. Vor mittlerweile sechs Monaten hatte er seinen zweiten Fünfjahresvertrag unterschrieben, und nun wurde ihm langsam klar, dass er nicht ganz so zuversichtlich in die Zukunft blickte wie damals, als er gerade neu in eine der vielen Wohnkabinen eingezogen war, in denen die Unverheirateten, Ungebundenen und allgemein Ziellosen hausten.

Alle um ihn herum waren unter dreißig, die meisten – wie Tully selbst – sogar unter fünfundzwanzig, also noch jung genug, um sich in einer Unterkunft wohlzufühlen, die eher einem Studentenwohnheim glich. Jedem stand nur ein einziger kleiner Raum zur Verfügung, der eher einer Zelle glich, doch zumindest verfügte dieser über eine abschließbare Tür – das war immer noch besser als bei den Marines, die in ihren Quartieren *überhaupt keine* Privatsphäre hatten.

Ein Verhaltenspsychologe hätte Tully anhand der Einrich-

tung seiner Kabine wohl als »unreifen jungen Erwachsenen« bezeichnet: Überall lag verstreute Kleidung herum, dazwischen glänzende Hightech-Spielsachen und Werkzeuge. Die Regale waren kaum breit genug für ein Glas Wasser, und den Rest der Wände hatte Tully mit Fotos fremder Welten bedeckt, die er vermutlich niemals wirklich zu Gesicht bekommen würde.

Das Fenster – das Gesetz zum Schutz des persönlichen Wohlergehens sah in jedem privaten Wohnraum mindestens eines vor – war sogar 10,19 Quadratzentimeter größer als vorgeschrieben. Doch dafür war der Ausblick ziemlich trostlos.

Für jemanden, der das Leben im Weltall noch nicht kannte, bot es zwar ein fantastisches Panorama, spätestens nach drei Tagen setzte allerdings die Erkenntnis ein, dass man alles gesehen hatte, was es zu sehen gab, und die Begeisterung ließ spürbar nach. Die Sterne waren leblos – sie bewegten sich nicht, sie veränderten sich nicht. Und hier draußen im Weltall funkeln sie noch nicht einmal.

An diesem Etwas-größer-als-die-Vorschrift-Fenster zogen auch keine Raumschiffe in majestätischer Langsamkeit vorbei, denn die Schiffsroute verlief an der anderen Seite der Station entlang, um die Bewohner bei einem Unfall – wie zum Beispiel einer Explosion – nicht (oder nur so wenig wie möglich) zu gefährden. Wer dabei zusehen wollte, wie die Schiffe eintrafen und wieder abflogen, musste sich auf die Aussichts-terrasse begeben. Aber das lohnte sich auch nur selten, da sich der Verkehr in Grenzen hielt. Und überhaupt: Wenn man ein Schiff gesehen hatte, hatte man sie *alle* gesehen. So viel zu dem Abenteuer in den Weiten des Weltraums.

Für Tully allerdings war die Enge der Station die größere

Herausforderung. Sogar in den großzügig bemessenen Gemeinschaftsräumen wurde er das Gefühl nicht los, dass der Platz endlich war. Ging man auf einem Planeten spazieren, gelangte man zwar früher oder später an einen Zaun mit einem Durchgang-verboten-Schild. Dann konnte man sich entweder umdrehen und zurückgehen oder das Schild auf eigenes Risiko ignorieren und über den Zaun steigen – je nach Laune.

Auf der Raumstation dagegen stieß man früher oder später unweigerlich an ein Schott, hinter dem es einfach nicht weiterging. Hier gab es keine Zäune, über die man klettern konnte.

Das Gefühl, an einem Ort eingesperrt zu sein, wo es nur ein Innen und kein Außen gab, verfolgte ihn beständig und ließ ihn nie zur Ruhe kommen. In Anchorpoint lebte man vielleicht nicht gerade eingepfercht, aber dennoch war es dort ein bisschen zu eng für seinen Geschmack.

Dabei war er auf der Erde gar kein Freund langer Spaziergänge gewesen, und verbotenerweise über Zäune geklettert war er erst recht nicht. Als Kind hatte er lieber zu Hause gesessen und gelesen. Offenbar war ihm die Wahlmöglichkeit in einem Maße wichtig, das ihm vorher kaum bewusst gewesen war.

Nach mittlerweile fast sechs Jahren auf der Station hatte er sich daran gewöhnt, aber so richtig wohl würde er sich auf Anchorpoint wahrscheinlich nie fühlen – abgesehen von seiner Wohnkabine, die tatsächlich wie ein Zuhause für ihn war. Aber dort hielt er sich – wie die meisten der in diesen Quartieren untergebrachten Angestellten – meistens nur zum Schlafen auf.

Das Intercom hatte bereits seit einer ganzen Weile geklingelt, bevor Tully es endlich hörte. Er hatte schon immer einen festen Schlaf gehabt. Spence hatte ihm dabei geholfen, das Licht so zurechtzubasteln, dass es sich bei Anrufen von selbst anschaltete – anderenfalls würde das Intercom wahrscheinlich seinen ganzen Akku verbrauchen, ohne dass er es hörte. Oder die vom Lärm wahnsinnig gewordenen Nachbarn stürmten vorher sein Zimmer und machten ihm den Garaus. Falls das jemals passierte, wäre es auf jeden Fall Mandala Jacksons Schuld.

Als Einsatzleiterin konnte Jackson auch bei eingeschalteter Voicemail jeden kontaktieren, wann immer sie es für notwendig hielt. Angeblich stand das im Einklang mit dem Gesetz zum Schutz des persönlichen Wohlergehens, denn auf diese Weise konnte jemand, der krank oder verletzt allein in seiner Kabine lag, schneller entdeckt werden und musste nicht so lange leiden oder gar sterben – nur weil die anderen seine Privatsphäre respektierten.

In Wirklichkeit bedeutete es vor allem, dass man auch dann mit dienstlichen Anrufen belästigt wurde, wenn man gerade nicht im Dienst war.

Tully stöhnte. Er setzte sich auf und rieb sich widerstreitend mit einer Hand den Schlaf aus den Augen, während er mit der anderen nach dem Intercom auf dem Tisch neben seinem Bett schlug. Jackson erschien auf dem Bildschirm. Sie trug wie immer eine ihrer dämlichen Basecaps, an deren Schirm sie ihren dämlichen Lightpen geklemmt hatte. Ein dämlicher selbst gebastelter Behelf, um die Hände frei zu haben. Im Kontrollraum hinter ihr schien der Teufel los zu sein – und das war tatsächlich ungewöhnlich.

»Guten Morgen«, sagte sie.

»Morgen?«, winselte er. »Oh Mann, Jackson, ich hab frei. Guten Morgen« heißt es bei mir erst wieder in anderthalb Tagen.«

»Mir bricht das Herz«, sagte sie. »Aber erst später. Hier bei uns im Kontrollraum gibt es nun mal kein ›Ich hab frei‹. Vor sechzehn Stunden ist ein Marines-Truppentransporter eingetroffen. Per Autopilot.« Sie bewegte den Kopf, als sie mit dem Lightpen auf die linke Seite des Bildschirms zielte. »Das Schiff heißt *Sulaco* und ist vor vier Jahren mit fünfzehn Leuten an Bord von Gateway aus aufgebrochen. Zwölf Colonial Marines, ein Android, ein Weyland-Yutani-Vertreter und eine ehemalige Dritte Offizierin eines Handelsschiffs, das gesprengt wurde.«

»Und?«, fragte Tully genervt.

»Lassen Sie mich doch erst mal ausreden«, erwiderte Jackson. »Der Bioscan hat ergeben, dass nur noch *drei* Personen an Bord sind. Diese ehemalige Dritte Offizierin...« – sie nickte, während sie die Informationen von ihrem Monitor ablas, und der Lightpen malte einen dicken Strich auf den unteren Rand von Tullys Bildschirms – »ein – *ein einziger* – Marine, ein neunjähriges Mädchen, gleichzeitig die einzige Überlebende der Kolonie auf LV-426 und außerdem eine halbe künstliche Person. Die *untere* Hälfte. Da fragt man sich doch, was da wohl passiert ist, oder etwa nicht?«

»Warum fragen Sie die nicht selbst?«, antwortete Tully. »Sondern mich?«

Jacksons plötzliches breites Grinsen wirkte ebenso bizarr wie schockierend. »Aber jetzt kommt die *gute* Nachricht«, sagte sie in gespieltem Ernst. »Drei Stunden vor dem Auftauchen der *Sulaco* hat hier ein Transporter aus Gateway mit höchster Priorität angelegt – die *Mona Lisa*. An Bord waren

zwei Passagiere von MiliSci. Militärwissenschaftler.« Ihr Grinsen wurde noch etwas breiter. »Von der Abteilung für Waffenentwicklung.«

Tully wurde flau im Magen. Wenn die Waffenentwicklungsabteilung ins Spiel kam, gab es normalerweise Tote. »Ist das nicht die *schlechte* Nachricht?«, fragte er. Etwas Geistreicheres fiel ihm vor Schreck nicht ein.

Jackson ignorierte seine Frage. »Unsere neuen Militärwissenschaftler-Freunde wollen, dass wir die *Sulaco* um punkt acht Uhr reinholen. Und zwar unter Sicherheitsvorkehrungen der höchsten Stufe. Für einen solchen Einsatz kommen ja nur hochrangige Biotechnologen infrage. Und da dürfen Sie natürlich nicht fehlen, Charles A. Tully.«

Er öffnete den Mund, aber der Bildschirm wurde schwarz, bevor er protestieren konnte.

»Ach du *Scheisse*«, sagte er und hatte es noch nie ernster gemeint.

Es kostete ihn die größte Anstrengung, sich aufzusetzen. Dann wühlte er in seinem Klamottenhaufen nach etwas Tragbarem herum, wobei der Geruch sein hauptsächliches Kriterium darstellte. Ob seine Kleidung verknittert war, spielte keine Rolle – von Labortechnikern erwartete man ja förmlich, dass sie schlampig herumliefen. Aber selbst die größten Chaoten waren empfindlich, wenn es um Körpergeruch ging.

Die soeben aussortierte und achtlos aufs Bett geworfene Kleidung bewegte sich und fiel dann auf den Boden, als Spence sich neben ihm aufsetzte. Sie strich sich die dunklen wirren Locken aus dem schlaftrigen Gesicht.

»Was ist los?«, fragte sie gähnend und sah ihm dabei zu, wie er an einem T-Shirt schnupperte.